

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Gesammelte Novellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1912

Geleitwort

Gelcitwort.

Das Borwort zur dritten Auflage der „Novellen“ Steub's sollte Felix Dahn schreiben, doch wurde ihm, ehe er sein Versprechen einlösen konnte, von Freund Hain die Feder aus der Hand genommen. Nun gab die Familie Steub den Wunsch zu erkennen, daß das Gelcitwort von mir geschrieben werden möchte, und ich glaubte mich dieser ehrenvollen Aufgabe nicht entziehen zu dürfen. Weßhalb die Wahl gerade auf mich fiel, weiß ich nicht. Vermutlich, weil ich einer der Wenigen bin, die den Dichter noch persönlich kannten, ja sogar, so weit es der Abstand zwischen dem älteren angesehenen Manne und dem jüngeren ohne Namen und Stellung zuließ, mich als gern gesehenen Freund betrachten durfte.

„Der alte Steub!“ Er steht mir, während ich den Namen nieder-schreibe, lebendig vor Augen. Eine stattliche Gestalt, Haar und Bart ergraut, aber noch voll und gekraußt, der Gesichtsausdruck straff und energisch, lebhaft rollende Augen, — die taciteischen oculi truces! — um den Mund ein ironischer Zug. Ein Altbayer von altem Schrot und Korn, aber von lebhaftester geistiger Regsamkeit, teilnahmßvoll für alle literarisch-ästhetischen und ethisch-politischen Interessen, beim Becher nach guter Germanenart heiter und mittheilßam, aber auch geneigt zu hitziger Weßselrede und scharfen Ausfällen. Wir Jüngeren fürchteten ihn eigentlich, weil er sogar seine Anerkennung nicht selten in stachlige Worte kleidete, aber wir schätzten und liebten ihn auch als aufrechten, freimüthigen, um den Beifall von oben unbekümmerten Menschen und als festgeschlossene, eigenartige schrift-stellerische Persönlichkeit.

Der alte Steub! Begraben in den Gräften der Literargeschichte! So sagen manche, die nur den Lebenden, am liebsten nur sich selbst das Recht auf Beachtung zuerkennen möchten, doch ihr Urteil ist falsch. Es besteht immer eine Unterströmung. Es gibt noch viele, die das Lebenswerk der älteren Schriftsteller, die nicht mehr im Lichte des Tages wandeln, nicht gering achten, sondern sich noch gern mit ihm beschäftigen. Da ich — Steub hatte schon recht, wenn er klagte, daß das bairische Autochthonentum eine verwerfliche Scheu vor Buchhändlerrechnungen hege! — die Schriften Steubs nicht selbst besäße, wollte ich, ehe ich diese Zeilen niederschrieb, den einen oder andern Band in öffentlichen Bibliotheken wieder einsehen, doch siehe! Die Steubiana waren überall ausgeliehen, ein sprechender Beweis, daß das Interesse an einem Schriftsteller, der das bairische und tirolische Dörperlleben so getreu und wahr und mit künstlerischem Taktgefühl für das zulässige schildert, keineswegs erloschen ist. Auch auf mich wirkten, als ich die gewünschten Bücher endlich zu Handen bekam, die Fülle einer oft geradezu verwegenen Erfindung, die plastische Gestaltungskraft, der Reichtum an urwüchsigem Beobachtungen und witzigen Wendungen nicht minder fesselnd und anregend, als vor dreißig und vierzig Jahren. —

Ludwig Steub ist geboren am 20. Februar 1812, wie er in seiner Selbstbiographie launig berichtet, „zu Michach in Oberbayern, einem freundlichen Städtchen in der Nähe des Stammschlosses Wittelsbach, mit vielen Brauereien und wenigstens einer Schule“. Da er aber schon im zwölften Jahre für seine ganze Lebensdauer nach München überfiedelte, darf er wohl, wenn er es auch selbst nicht gelten lassen wollte, sondern seine Herkunft aus der „reineren Luft einer sittlichen Kleinstadt“ betonte, als Münchner Schriftsteller angesprochen werden. Anfänglich Philologe, wandte er sich, dem Drängen des Vaters, eines Beamten im Finanzdienst, nachgebend, dem juridischen Fache zu. Von den dürftigen Freuden und komplizierten Leiden der jugendlichen Rechtsbesessenen entwarf er später in der Erzählung „Der Staatsdienstaspirant“ ein wehmütig-lustiges Bild. Da ihn, zumal seit das Anwachsen der Reaktion

unter dem Ministerium Wallerstein den jungen Leuten von freierer Gesinnung die Aussicht auf günstiges Vorrücken im Staatsdienst abschchnitt, „der bayerische Himmel bedrückte“, nahm er eine Stellung als Sekretär bei der Regentschaft an, die den auf den hellenischen Thron berufenen, minderjährigen Prinzen Otto nach Griechenland begleitete. Was er während seines zweijährigen Aufenthaltes in der damaligen Residenzstadt Nauplia und bei Streifzügen durchs Hellenenland erlebte und beobachtete, ist in den „Bildern aus Griechenland“ geschildert. Das Büchlein, schon ganz in der satirischen Art Steubs geschrieben, wird eine originelle Quelle für die Geschichte der Anfänge des wegen seiner bureaukratischen Gepflogenheiten nicht gerade mit Unrecht verspotteten, dennoch wohlthätigen und fruchtbringenden Bayernregiments auf klassischem Boden bleiben. Mit dem Gedanken, sein ganzes Leben als Landrichter in irgendeinem Palikarennest zuzubringen, konnte er sich nicht befrenden, kehrte also 1836 in die Heimat zurück. Er blieb aber ein warmer Freund des Griechenvolkes, dessen Vorzüge er im Gegensatz zu den meisten Kollegen trotz aller Schattenseiten schätzen und lieben gelernt hatte. Als Fallmerayer seine bekannten turkophilen Reisebilder veröffentlichte, verteidigte Steub in der Allgemeinen Zeitung, den Ton und Stil Fallmerayers drollig nachahmend, die Tapferkeit und den Vaterlandssinn der Sieger von Verga und Tschesma und die edle Schwärmerei der Philhellenen. Das Leben Steubs seit Ablauf der griechischen Episode blieb in einfachem Rahmen. Der Drang nach Unabhängigkeit ließ ihn den Beruf eines Rechtsanwalts wählen; später vertauschte er ihn mit dem „ehrfamen Handwerk“ eines Notars. Er verstand aber immer, sich geschickte Hilfskräfte heranzubilden, so daß er selbst Muße fand zu ernstesten linguistischen und historischen Studien und zu ausgedehnten Wanderungen in die geliebten Berge.

Die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Reisebilder, jowie die 1841 im Morgenblatt erschienene erste Novelle „Der Staatsdienstaaspirant“, gewannen dem Verfasser viele Freunde. Da hatte sich wieder einmal ein Meister der Schilderung gefunden! Alle Farben des Lebens hatte er auf seiner Palette, alles sah er

mit offenen Augen, und für das Gesehene wußte er das rechte Wort zu finden! In sein eigentliches Fahrwasser gelangte aber der Freund und Kenner des oberdeutschen Volkstums erst durch den Auftrag eines Karlsruher Verlegers, der ein Sammelwerk „Deutschland im 19. Jahrhundert“ herausgeben wollte und die Schilderung von Land und Leuten in Tirol an Steub übertrug. Aus dem Sammelwerk wurde nichts, aber die Berg- und Thalfahrten von 1842—1844 wurden in einem in seiner Art nicht mehr übertroffenen Werk: „Drei Sommer in Tirol“, verwertet. Der ernste Bergwald, die Alm mit ihren reizvollen Fernsichten, der Alpenpaß mit seinem Fuhrmannstreiben, das Gasthaus, in dem sich am getreuesten die Eigentümlichkeiten des Volkscharakters blicken lassen, boten unserem Wanderer eine Fülle von Anregung. Ein eigentlicher Alpinist, ein Gipfelfürmer, war Steub niemals. Auch in jüngeren Lebensjahren erstieg er nur mäßige Höhen. Er wollte niemals „einen Berg scheuen, der im Wege lag, aber auch keinen erklettern, nur um wieder herunterzusteigen.“ In fröhlicher Alpenwanderung sah er nicht einen Sport, sondern „die einzig vernünftige und sittliche Lebensart“. Er pflegte frühmorgens, am liebsten allein, aufzubrechen; den Tag über scheute er keine Anstrengung, doch abends liebte er bequemes Quartier und schmackhafte Nahrung, und als Beisatz ein schalkhaft Gespräch mit der Wirtin oder einem mit Weisprüchen und Liedern wohl ausgestatteten Jägersmann. Was den Landschaftsbildern an eigentlich alpinistischem Wert abgeht, wird ersetzt durch gewissenhaft erforschte, geschichtliche Nachrichten, Erörterungen ethymologischer Natur und feinsinnige ethnologische Beobachtungen. Mit Tirolern, die er als gesinnungsverwandte Freunde von Natur, Geschichte und Dichtung schätzte, mit Zinglerle, Streiter u. a., unterhielt er lebhaften Verkehr. Im allgemeinen erfreuten sich aber die Schriften Steubs im Alpenlande anfänglich durchaus nicht großer Beliebtheit. Steub war kein Volksschmeichler; das Volk der Berge war ihm sympathisch, aber er hatte ein scharfes Auge für die geistige Unfreiheit und Unselbstständigkeit der scheinbar Starken und ließ es an Rüge und Spott nicht fehlen. Nur langsam bürgerte sich eine freundlichere Stimmung ein, haupt-

fächlich weil sich Bürger und Bauern doch nicht länger verhehlen konnten, daß die verlästerten Erzählungen und Aufsätze nicht wenig dazu beitrugen, daß endlich auch die Berge und Täler des deutschen Alpengebiets zahlreicher von Fremden aufgesucht wurden. Noch in den zwanziger Jahren hatte der Verfasser des Demokritos, Karl Julius Weber, mit Verwunderung festgestellt, daß „die bayerischen Alpen nicht nur dem Ausland, sondern selbst vielen Deutschen, ja selbst Bayern, unbekannter, als die Schweiz waren“. Das wurde erst anders, seit eine Reihe von Schriftstellern die Berge und Burgen und — Herbergen Tirols so lockend zu schildern begann, als der erste Ludwig Steub, den deshalb auch A. Dreyer in seinem hübschen Essay in der Zeitschrift des Alpenvereins als den „Pfadfinder für Tirol“ feierte.

Mit den Tiroler Wanderungen hängen unmittelbar auch die Sprachstudien Steubs zusammen. Die vielen seltsamen Ortsnamen hatten in ihm den Wunsch rege gemacht, die Rätsel zu lösen. Da war es ihm doch noch von Nutzen, daß er, ehe er Jurist geworden war, bei Friedrich Thiersch und anderen Lehrern tüchtigen linguistischen Unterricht genossen hatte. Zwar wurde die erste sprachwissenschaftliche Schrift „Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern“ (1843) von den zumftmäßigen Philologen — und nicht mit Unrecht — als Dilettantenarbeit abfällig beurteilt, doch schon das Werk „Zur rhätischen Ethnologie“ (1854) fand freundlichere Beachtung, und heute genießt der Sprachforscher Steub auch im Kreise der Fachleute ehrenvolle Schätzung.

Ein wichtiges nationales Verdienst erwarb sich Steub durch sein mannhaftes Eintreten für den deutschen Charakter des geliebten Tirols. Er zuerst machte — schon 1844 durch einen Aufsatz über „die Sprachgrenzen in Tirol“ — aufmerksam auf die Gefahr, womit das Heraufdrücken des italienischen Elements die deutschen Landesteile bedrohe. Auch die Deutschen im Reich suchte er insbesondere für den Schutz der merkwürdigen deutschen Sprachenklaven in Welschtirol zu interessieren. „Wiederholt,“ sagt Friedrich Stolz, „ertönte sein Heroldsruf, diese versprengten Söhne der Mutter Ger-

mania in der Erhaltung ihres Deutschtums aufs kräftigste zu unterstützen."

Was die „Drei Sommer“ für Tirol, wurden „Das bayrische Hochland“ (1860), die „Wanderungen im bayrischen Gebirge“ (1862), die „Altbayrischen Kulturbilder“ (1869), für das engere Vaterland des Verfassers. Auch hier sind Landschaftsszenen, historische Erinnerungen und dem Volksleben und Volksbrauch abgelauschte Züge zu einem reizvollen Ganzen vereinigt. Schönfärberei kann ihnen gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden, eher ein allzu bitterer Sarkasmus, der manches wie eine Tendenzschrift erscheinen läßt: die einzelnen Züge sind echt, aber nicht immer das Gesamtbild, weil es nur die Schatten zeigt.

Das umfassendste der belletristischen Werke Steubs, den Roman „Deutsche Träume“ (1858) glaubte der Bozener Dichter Joseph Streiter dem Roman „Soll und Haben“ gleichstellen zu dürfen, „ja, an Naturtreue und lebendiger Kraft so weit voran, als allenfalls ein Bild Gallaits den Münchner Meistern“. Doch die erhoffte allgemeine Teilnahme blieb aus. Der Verfasser bewegt sich auf dem nicht heimischen Boden unsicher und ungelent. Die Charakteristik der Helden und Heldinnen ist nicht so scharf und treu, daß sie das Interesse von Lesern, die den geschilderten vormärzlichen Zuständen gleichgültig gegenüberstehen, dauernd zu fesseln vermöchte.

Dagegen sind die kürzeren Erzählungen Steubs von Anfang an Lieblinge des deutschen Publikums gewesen. Die erste Sammlung erschien 1853, eine zweite 1881, „Gesammelte Novellen“ in zweiter Auflage 1883. Die dritte Auflage wird vom Bonz'schen Verlag zu Ehren der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages des Dichters veranstaltet.

Ich halte es nicht für angemessen, in eine Würdigung des Inhalts des Jubiläumsbändchens des Näheren einzugehen. Das hieße wie ein Wirt handeln, der vor Beginn des Mahles ein Langes und Breites über Wahl und Zubereitung der einzelnen Gänge schwagen und dadurch die leckeren Gerichte seinen Gästen nur verleiden würde. Die farbigen, flotten, lebenswahren Bilder und das reizvolle Ranken-

werk von drahtischen Einfällen und lyrischen Stimmungen sprechen am besten für sich selbst.

Steub hatte sich bis ans Lebensende (16. März 1888) eines ungetrübten Familienglücks zu erfreuen. Es fehlte ihm keineswegs an Anerkennung seiner Leistungen — daß ihm erst der 70. Geburtstag einen Orden niederster Klasse brachte, wäre doch nur als lustiger Zwischenfall aufzufassen gewesen! Mit ungetrübter Geisteskraft konnte er seine folkloristischen, historischen und linguistischen Studien fortsetzen. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß, den sein einziger Sohn, der i. belgische Generalkonsul Ludwig Steub, dem Ferdinandeum in Innsbruck überlassen hat, wird sich noch mancher Schatz heben lassen. Von ihm, der noch als Siebziger ein ganzer Mann war, galt so recht das Wort Walters von der Vogelweide: „ezn wart nie lobelicher leben, swez sô dem ende rehte tuot.“

Trotzdem war sein Lebensabend trüb, fast düster. Eine Selbstquälerei, die er gelegentlich selbst wieder verspottete, ließ die sonntige Lebensfreude, den alten gesunden Humor nicht mehr aufkommen. Die Selbstbiographie, die er fünf Jahre vor seinem Tode für die Zeitschrift „Nord und Süd“ schrieb, endet mit den Worten: „Dies ist mein Leben, ein trübseliges Tableau eines mehr als vierzigjährigen Ringens, das fast nur Nieten, nie einen schönen, beneidenswerten Erfolg eintrug und die Verleger noch mehr verstimmt. Gleichwohl erwecken mir meine Schriften, wenn ich sie hin und wieder durch die Hand gehen lasse, freundliche Erinnerungen, denn ich habe sie, abgesehen von dem allerersten Versuche, alle aus ganzem Herzen, mit voller Kraft, in der angenehmsten Aufregung zustande gebracht.“

Diese mit zunehmendem Alter immer noch schärfer hervortretende Verbitterung erklärte sich vor allem aus dem Verdruss über den „Undank“, die vermeintliche Teilnahmslosigkeit des Publikums. „Die süßliche Amarant hat Hunderttausende entzückt“, sagte er, als wir ihm zum freundlichen Erfolg seines ersten und einzigen Bühnenversuchs, des munteren Lustspiels „Das Seefräulein“ Glück wünschten, „und das kostspielige Büchlein hat ein halbes

Hundert Auflagen erlebt; meine Schriften wird von Tausenden höchstens Einer kennen, und der hat sie von einem guten Freunde sich ausgeborgt."

Möge der Erfolg der neuen Auflage der „Novellen“ den Beweis liefern, daß der treffliche Erzähler ein schlechter Prophet war!

R. Th. Heigel.